

## dialog im dunkeln

## Ich sehe was, was du nicht siehst

Raman Goswami ist blind. In der Hamburger Ausstellung „Dialog im Dunkeln“ führt er Sehende durch eine Imitation seiner Welt. □ Er will ihnen Berührungängste nehmen. ZiSH-Autorin Nicole Wehr über eine dunkle Reise.

Nach grün kommt schwarz. Nichts als schwarz. Zumindest für die nächsten 90 Minuten. Das DDR-Ampelmännchen springt von „stehen“ auf „gehen“ – dann beginnt die Finsternis. Mit nichts als einem Taststock ausgerüstet, wagen meine sieben Mitstreiterinnen und ich uns in den Tunnel, an dessen Ende uns eine fröhliche Stimme zu sich ruft.

Es ist 14 Uhr, ein Sommertag in Hamburgs Speicherstadt. Ich bin Teil einer Gruppe, die von Raman Goswami durch die Ausstellung „Dialog im Dunkeln“ geführt wird. Laut Gesetz ist der 20-Jährige blind: Seine Sehkraft liegt bei unter zwei Prozent, doch hier hat nur er den Durchblick. Raman ist einer von etwa □50 blinden oder sehbehinderten Guides, die täglich Menschen die Welt des Nichtsehens näherbringen – auf 600 m<sup>2</sup>, in sieben stockdunklen Räumen.

„Vorsicht, rechts neben mir ist eine Stufe“, sagt Raman in fürsorglichem Ton, kurz nachdem wir unsere Tour gestartet haben. Vögel zwitschern, ein Bach rauscht, der Boden ist weich. Wir sind im Park. Trotz völliger Dunkelheit halte ich meine Augen weit offen. Es flimmert, als hätte ich zu lange im Handstand gestanden. Wie ein Schutzschild schwenke ich meinen rechten Arm vor meinem Körper hin und her. Auf den Taststock will ich mich nicht verlassen. Alle paar Meter kommt mir ein Körperteil in die Quere. Meinen Tourgenossinnen geht es nicht anders. Ständig murmelt jemand ein verlegen-vergnügtes „Entschuldigung“. Ich stelle mir vor, wie bescheuert ich wohl gerade aussehen muss. Aber das ist hier ja egal. In kleinen Schritten geht es voran.

„Was könnt ihr riechen?“, fragt Raman, als wir in einem dumpfen Raum mit vielen Fässern stehen. Er lenkt nicht nur unsere Füße, sondern auch unsere Sinne. Ich kann nur die Hälfte der Düfte zuordnen, Anita und Maria sind da besser. Wie riecht eigentlich Kardamom? Durchzählen, weitergehen. Raman hält seine Schäfchen souverän beisammen. Ich versuche, immer ganz vorne dabei zu sein. Selbst bei Tageslicht verlaufe ich mich schließlich oft genug. Auf dem Markt erkenne ich fast jede der ausgelegten Obst- und Gemüsesorten – Fühlen klappt gut. Beim Wochenendeinkauf auf dem Klagesmarkt urteile ich für gewöhnlich nur nach dem Aussehen. Ganz schön ignorant.

Das Geschnatter meiner Mitläuferinnen strengt mich an. Ich will mich lieber auf die Umweltgeräusche konzentrieren.

Davon gibt es in der „Innenstadt“ genügend: Autos hupen, Metall scheppert, ein Brei aus Menschenstimmen verstopft mein Ohr. Wo bitte ist die Ampel? „Ihr müsst versuchen, die Geräusche zu filtern“, rät Raman. Es funktioniert. Ich höre ein Klopfen, dann ein Surren. Und marschiere los. Wie er denn eine Straße ohne Blindenampel überquere, frage ich Raman. „Ich verlasse mich auf Motorgeräusche. Wenn es still wird, kann ich gehen“, sagt er. Doch jetzt steht er erst einmal: Als Kapitän bugsiert er unser Schiff schunkelnd durch den simulierten Hamburger Hafen und animiert uns zum Singen. Auf mehr als „Alle meine Entchen“ können wir uns nicht einigen. Und selbst das ist eher ein Jaulen – das flau Gefühl im Magen schlägt auf die Stimmbänder.

Zurück an Land dürfen wir uns im Klangraum entspannen. Ich liege auf dem Teppich, die Bässe wummern in meinem Brustkorb. Endlich sind alle mal still und lauschen. Im Dunkeln sind Geräusche irgendwie intensiver. Die zehn Minuten sind viel zu schnell um. Ich bin erschöpft. Zum Glück steht nur noch ein Abschiedsgetränk in der Bar an – natürlich auch im Dunkeln. Gut, dass ich meine Geldstücke vorher abgezählt habe. Mit dem Zeigefinger im Glas schenke ich mir meinen Orangensaft ein und trinke so zaghaft wie schon lange nicht mehr.

Wir sind zurück im Tunnel. Aus Schwarz wird Schmerz: Das Licht brennt in meinen Augen. Trotzdem bin ich froh, wieder Farben zu sehen. Im Foyer treffe ich Raman. Er trägt Baseballcap und Brille. Brille? „Aus Gewohnheit“, sagt der junge Mann aus Wandsbek und lächelt verschmitzt. „Sonst habe ich das Gefühl, dass der Wind meine Augen austrocknet.“ Ich hake ihn ein, gemeinsam verlassen wir das Gebäude Richtung Innenstadt. Jetzt hat Raman den Taststock und ich das Kommando. Das Dirigieren konnte er vorhin besser. Ich muss mich konzentrieren, um rechtzeitig Hindernisse anzusagen.

Kurzichtig ist Raman, so lange er denken kann. Als er jedoch trotz Brille immer häufiger abends über Bordsteine stolperte, ging er zum Augenarzt. Damals war er elf Jahre alt. Der Arzt diagnostizierte Retinitis Pigmentosa, eine Krankheit, die die Netzhaut zerstört. „Mit 15 Jahren wurde es dann richtig schlimm, da musste ich auf eine Blinden- und Sehbehindertenschule wechseln“, erzählt Raman. Sein nächstes Ziel ist das Fachabitur: „Ich möchte den höchsten Bildungsgrad erreichen, damit mir alle Wege offen stehen“, sagt er entschlossen. Ein möglicher Weg wäre für ihn die Ausbildung zum Industriekaufmann. Die dafür nötigen Hilfsmittel stellt das Beratungs- und Unterstützungszentrum sowie das Integrationsamt.

Inzwischen sitzen wir uns auf zwei Holzbänken gegenüber. Ich muss mich immer wieder daran erinnern, dass Raman blind ist – seinen großen, braunen Augen sieht man die Krankheit nicht an. Doch alles, was er von mir erkennt, sind schemenhafte Konturen. Seit dreieinhalb Jahren ist er Teil des „Dialog im Dunkeln“-Teams. Es ist sein erster Job. Manchmal sei es schon schwierig, die Teilnehmer zu unterhalten. Viele hätten einfach Angst. „Dann versuche ich, sie zum Lachen zu bringen“, sagt Raman. Ohne Reden

funktioniert die Tour nicht: „Einmal haben mich ein Vater und seine Tochter die ganze Zeit ignoriert, das war echt blöd. Aber dann habe ich es einfach genau so gemacht. Eine Beschwerde gab es hinterher trotzdem nicht“, erzählt er.

Von Sehenden wünscht sich Raman mehr Offenheit. Viele seien blockiert. „Die sollten einfach ausprobieren, mit uns zu sprechen. An der Reaktion merken sie dann schon, ob das gut war“, sagt Raman. Ein Kellner habe statt ihn selbst mal seine Eltern gefragt, was er denn essen möge. Solche Situationen ärgern Raman, „aber ich finde mich dann damit ab. Sie sind es nicht wert, sich darüber aufzuregen.“

In seiner Familie ist Raman der einzige Blinde. Mit seinen beiden älteren Geschwistern versteht er sich gut. Sein Bruder hat ihm sogar das Schlagzeug spielen beigebracht – er begleitet Raman oft auf dem Keyboard. „Ich war nie das arme blinde Kind. Meine Eltern haben mich nie betüddelt“, sagt er. Wenn er schlechte Noten nach Hause brachte, bekam er den gleichen Ärger wie seine Geschwister. In seiner Schule hätte er sich auch mehr Kritik gewünscht: „Wenn bei einer Aufführung jemand zu einem schlechten Playback gesungen hat, fanden es trotzdem alle toll. Sowas nervt.“

Auch wenn er Äußerlichkeiten nicht wahrnehmen kann, achtet er darauf, dass seine Kleidung farblich zusammenpasst. „Ich weiß ja, dass andere sehen, wie ich aussehe“, sagt Raman. Beim Einkaufen hilft ihm seine Schwester: „Sie weiß genau, was mir gefällt.“ Seine lässigen Hip-Hop-Klamotten kann er am Stoff erfühlen. Die Blindenbinde trägt er nur, wenn er muss – bei Klassenausflügen zum Beispiel. Für Raman ist sie ein zusätzliches Stigma: „Ich habe damit noch viel mehr das Gefühl, dass die Leute mich angucken.“

Obwohl er mehr blinde als sehende Freunde hat, macht Raman in seiner Freizeit die gleichen Dinge wie ein „normaler“ Teenager: „Ich gehe gern ins Kino“, sagt er. Letztens habe er die Komödie „Hangover“ gesehen. „Man ist natürlich immer ein bisschen Spätzünder – Situationskomik muss ich mir öfter von Freunden erklären lassen. Aber ansonsten mache ich mir eben meine eigenen Bilder“, erzählt Raman. Im HSV-Stadion genießt er die Atmosphäre, auch wenn er das Passspiel seiner Lieblingsmannschaft nicht sehen kann. „Auf den Audiodeskriptionsplätzen bekomme ich dafür viel mehr Informationen als die anderen Stadionbesucher – und ich kann sogar gratis eine Begleitperson mitnehmen“, sagt Raman.

In die Disko geht er nicht gerne – er mag es nicht, abhängig zu sein. Viel lieber geht er mit seinen Freunden bowlen: „Ich kann die Umrisse der Kegel und die Seitenstreifen erkennen. Das reicht schon mal für einen Strike“, sagt er und grinst. Auch reisen findet Raman gut, am besten in fremdsprachige Länder. „Das ist eine größere Herausforderung“, sagt er. Seine Lieblingsstadt ist London. „Die Leute sind total freundlich – sie begleiten dich sogar bis zu deinem Ziel. Hier in Hamburg ist jeder nur auf seinen eigenen Weg fixiert.“ Diesen Tunnelblick möchte er mit seiner Arbeit bei „Dialogue im Dunkeln“ weiten. „Die meisten Leute brauchen einfach nur einen Schub, weil sie nicht wissen, wie sie mit Blinden umgehen sollen“, sagt Raman. Für ihn kann man dabei nichts falsch machen. Außer Schweigen.

## Ein Sinn fehlt: Das ist Dialog im Dunkeln

Sehende zu Blinden zu machen und Blinde zu Sehenden – die Idee zu diesem Rollentausch kam Dr. Andreas Heinecke bereits 1988. Damals arbeitete er bei der Stiftung Blindenanstalt und bildete blinde Journalisten für die Arbeit beim Rundfunk aus. Beeindruckt von ihrer Kompetenz, beschloss Heinecke, einen „sozialen Lernort zur Akzeptanz von Unterschiedlichkeit“ zu gestalten, um Minderheiten mehr Respekt zu zollen.

Das Konzept zur „Entdeckung des Unsichtbaren“ begeistert: Die Ausstellung wurde bisher in □ 26 Ländern Europas, Asiens und in Amerika präsentiert und führte mehr als sechs Millionen Besucher in die Dunkelheit. Rund 6000 Arbeitsplätze für blinde Menschen hat „Dialog im Dunkeln“ bisher geschaffen. 2007 wurde das Projekt als eigenständige GmbH zu einem international erfolgreichen Sozialunternehmen. Seit April 2000 ist die Ausstellung in Hamburgs Speicherstadt zu erleben. Neben der kurzen und der langen Führung gibt es Sonderangebote für Schulklassen, Kindergeburtstage und Managementtraining. Beim „Dinner in the Dark“ können Gourmets ein Vier-Gänge-Menü genießen. Alle Infos stehen im Internet unter [dialog-im-dunkeln.de](http://dialog-im-dunkeln.de).

*von Nicole Wehr*

<http://www.haz.de/Nachrichten/ZiSH/Uebersicht/Ich-sehe-was-was-du-nicht-siehst>